

In der Welt verloren.

Roman von Fedor v. Bebelitz.

1. Kapitel.

Der Tag war heiß gewesen, aber der Abend mit seiner wonnig milden Luft hatte die ganze vornehme Welt von Genf auf die am Ufer der Rhone sich hinziehenden Promenaden gelockt. Am blendenden Glanze der Hunderte von Gaslichtern mochte die Menge den Grand Quai und den Quai du Montblanc hinauf und hinab; auf der kleinen Rousseau-Insel spielten abwechselnd zwei Musikpfeifen, und ihre lustigen Weisen überlöteten das Rauschen des Flusses, der von zahlreichen Gondeln mit bunten Laternen belebt wurde.

Eine dieser Barken fiel durch die Schmutzigkeit und die düsteren Farben ihres Neuhäuten inmitten der strahlenden Umgebung doppelt auf. Sie strich soeben, wie ein schwarzer Schwan die Wellen zerschneidend, dicht an der Rousseau-Insel vorbei und gab den oben an der Gitter-Umarmung stehenden Mähdängern Stoff zu lebhafter Unterhaltung, bis sie an dem kleinen Landungsplatz neben dem Pont de la Couloubreniere anlegte. Die Boockleute sprangen auf die Steinplatten am Ufer und halfen sodann der Anfahrin beim Aussteigen.

Die sehr elegant, aber mit ängstlicher Vermeidung jeder leuchtenden Farbensnuance gekleidete und tief verschleierte Dame ergriff die ausgestreckte Hand des einen Auberers und schlang sich mit jugendlicher Leichtigkeit auf den Gondel. Dann rief sie den beiden Leuten ein befehlendes Wort zu und folgte einem Diener in Viree, der sie am Landungsplatz bereits erwartet zu haben schien, zu einem auf dem Quai-damme haltenden Wagen.

Der Wagen rollte schnell den Quai hinab, bog durch eine der rechts abführenden Seiten - Straßen in das wohnliche, von schmalen Gasfen durchkreuzte Stabliniere ein und hielt an der Ecke der Rue des Cordonniers und der kleinen Place de Morner. Madame Bullfist stieg aus. Ein Herr in hellem Paletot und grauem Cylinderhute, der bisher ungeduldi an dieser Stelle auf und ab geschritten war, trat ihr mit kurzem Gruße entgegen, reichte ihr den Arm und führte sie quer über den Platz, eine in schiefem Winkel sich abweigende Gasse hinauf.

„Guten Sie lange auf mich warten müssen, Basil?“ begann die Verschleierte in halb lautem Tone.

Der Angeredete suchte mit den Schultern. „Ich bin Ihre Unpünktlichkeit gewöhnt, Celia“, entgegnete er ziemlich schroff. „Dah es mir nicht angenehm ist, hundert treue Parteifreunde auf mein Erscheinen warten zu lassen, können Sie sich denken. Wollten Sie doch endlich einmal einsehen lernen, daß es sich nicht um eine Zeit verkürzende Spielerei, sondern um bitteren Ernst handelt!“

„Immer wieder die gleichen Vorwürfe — sie sind wirklich nicht angebracht! Aus Spielerei oder aus Laune pflegt man wahrhaftig nicht die Hälfte seines Vermögens der Ausübung von Ideen zu opfern, die sich bis heute thatsächlich — seien wir uns doch klar darüber — als Unmögliches erwiesen haben!“

Basil suchte mit den Achseln. „So bald wir im Besitze der Millionen Vermögen sind“, erwiderte er, „dieser Millionen, die uns rechtmäßig und gesetzlich zuzumuten, werden die Anforderungen, die wir selber an Sie stellen müßten, von selbst fortfallen. So lange wir aber noch nicht im Besitze jenes Erbes sind, sind wir gezwungen, unsere Ansprüche an Sie nicht aufzugeben.“

Hätte der Sprechende hinter den schwarzen Schleier, der das Gesicht seiner Begleiterin verhielt, schauen können, er wäre erschrocken vor dem herben Zug tiefer Verachtung, der sich um den rothen Mund der jungen Dame ausprägte. Sie mußte sich aber auf die Schauspielerkunst verstehen, denn ihre Stimme klang rubia und leidenschaftlos, als sie leichthin erwiderte: „Ich bin eine skeptische Seele, Basil; auch Ihr Plan, das Vermögen Vermögen in Ihre Hände zu bringen, scheint mir unausführbar zu sein. Ich bedauere, daß Sie gerade ein so vortreffliches Mitglied unseres Bundes, wie ich es bin, zu einer derartig undankbaren Aufgabe heranziehen wollen. Er wird uns fehlen.“

„Was? Rein, Ihnen Celia“, gab Basil bestia zurück. „Gott sei Dank erlaube ich mich eines ziemlich scharfen Blickes; es ist mir nicht entgangen, daß Sie dem interessanten Deutschen stets mit besonderer Liebenswürdigkeit entgegengekommen sind. Zu Tadeln ist aber die Zeit zu erst — es ist für alle Theile besser, sich übermäßig die fräuliche Mission und entzieht sich dadurch für einige Monate dem verführerischen Lächeln, mit dem Sie bei jedem Wiedersehen zu beglücken pflegen.“

Die beiden waren inzwischen vor einem schmalen, vier Stod hohen Hause angekommen. Ein breiter, von massigen Granitpfeilern flankierter

Thorbogen führte in einen geräumigen Flur, auf dessen rechter Seite sich eine schwarzbraune Eichentür mit einem Messingknopf und dem eingravierten Namen „Basilie de Laczarowski“ darauf befand.

Der Begleiter Celia's drückte auf den Knopf der elektrischen Glocke; die Thür wurde sofort durch einen alten Diener geöffnet, der die beiden Ankömmlinge durch einen mit westmännlichem Geschmack eingerichteten Salon in ein kleineres Cabinet führte, das seiner Ausstattung nach als Rauch- und Bibliothekzimmer benutzt zu werden schien. Auf einem stummen Wind Basil's raffte der alte Diener gewandt den großen, den Fußboden bedeckenden Teppich zur Seite, ließ sich auf die Knie nieder und setzte einen geheimen Mechanismus in Bewegung, mittels dessen sich die Füllung des Parquetts zu einer weiten Öffnung auseinanderschob und eine bequeme eiserne Treppe freigab.

Basil und Celia stiegen die Treppe hinab und schritten, während die Öffnung über ihnen sich wieder zuzoh, einen durch Oellampen mäßig erhellen Gang entlang, den eine eiserne Thür abschloß.

Basil öffnete die Thür und trat mit Celia in ein kleines Vorkammergebiet, das zwei Ausgangspforten zeigte. Hinter der einen ertönte neben leisen Stimmengemurmel das Klängevolle Organ eines Redners, die zweite führte in ein größeres Zimmer, dessen ganze Einrichtung nur aus einem langen, mit grünem Tuche überzogenen Tische und einem Dutzend Stühlen bestand.

Basil hatte Celia zuerst in dieses Zimmer gelassen. Bei ihrem Eintritt erhob sich der einzige Anwesende und verbeugte sich tief.

Es war ein Mann von etwa dreißig Jahren. Die dunklen Haare waren sorgfältig gescheitelt und über die Intelligenz verrathende Stirn zurückgeschoben. Einen eigenartigen Gegensatz zu diesem fast schwarzbraunen Haar bildete das hellblaue Augenpaar, von dem ein harter Glanz ausging. Ein welliger Vollbart umrahmte Kinn und Wangen des Herrn, dessen Hände und Füsse aristokratische Formen zeigten und der mit dem Geschmack eines vornehmen Mannes gekleidet war.

Mit kurzer Begrüßung trat auch Basil näher, legte Hut und Stock zur Seite und nahm Celia den Mantel ab. Dann ließen sich die Drei wieder nieder, ohne ein überflüssiges Wort gewechselt zu haben, und Basil zog eine umfangreiche Brieftasche hervor, die er auf dem Tische ausbreitete.

„Als Sie, mein lieber Erich“, begann er in leichtem Gesprächstone, „ich zur Aufnahme in unsere Section meldeten, sprachen Sie den Wunsch aus, möglichst bald zu einer anregenden Thätigkeit herangezogen zu werden. Ich bin nun heute schon in der glücklichen Lage, Sie mit einer Mission zu betrauen, deren Ausführung im ersten Augenblick schwierig erscheinen mag, die dies in Wirklichkeit aber durchaus nicht ist, wenn man sie mit Geduld anzugehen versteht. Gestatten Sie mir, Ihnen als Einleituna einen Zeitungsausschnitt vorzulesen, der Sie mit der Sachlage vertraut machen wird.“

Er entnahm seiner Brieftasche ein Stück bedruckten Papiers und begann zu lesen:

„Das Testament eines Sonderlings. In den bedeutendsten Tagesblättern des In- und Auslandes wird man seit kurzer Zeit eine mehrfach wiederholte Annonce finden, laut welcher die nachweisbaren Erben des am 10. März dieses Jahres in San Remo verstorbenen Rentiers August Vestmann aufgefordert werden, sich bis zu einem bestimmten Zeitpunkt persönlich oder durch rechtskräftige Vertretung beim Stadtrat zu Frankfurt am Main bezüglich ihrer Ansprüche an die Hinterlassenschaft des Verbliebenen zu melden. Das Inserat an sich bietet nichts Ungewöhnliches, wohl aber die Gründe, die zu demselben geführt haben. Der Rentier August Vestmann war der einzige Sohn eines armen Frankfurter Krämers. Er war ein sehr begabter und rastlos strebender Mensch, der sich bald das Vertrauen seines Herrn, eines reichen Getreidehändlers, zu erwerben wußte, und dem es in verhältnismäßig kurzer Frist gelang, sich selbstständig zu etablieren. Bei allen seinen ausgedehnten Spekulationen beugnete ihn das Glück in auffallender Weise; er wurde ein reicher Mann, schlug aber arbeitsfähig alle die ehrenden Anerkennungen in Gehalt von Orden und Titeln ab, die ihm für seine umsichtige Geschäftsführung angeboten wurden. Vestmann hatte von Jugend auf revolutionäre Ideen eine bewährte Empfindlichkeit entgegengebracht; in späteren Jahren führte seine politische Gesinnung sich noch radikalere, und bei verschiedenen Gelegenheiten gelang es freimüthig zu, daß er aus innerster Überzeugung die Grundzüge der Republik und Anarchisten theilte. Bei einem Manne, der sich einem recht bedeutenden Vermögenserwerb, der also in seiner

Person die von seinen politischen Freunden so heftig bekämpfte Macht des Kapitals darstellten konnte, mußte das natürlich sehr auffallend erscheinen. Vestmann war aber eben ein Sonderling durch und durch, dessen Selbstanklagen bekannt waren — man bekümmerte sich daher nicht weiter um seine politischen Ansichten, so lange er nicht mit der That für sie eintrat. Inzwischen auch dieser Augenblick sollte kommen; die Polizei hatte in Erfahrung gebracht, daß Vestmann wiederholt große Summen für seine Gesinnungsgenossen zu opfern und gerade die gefährlichsten derselben in einer Weise zu unterstützen pflegte, so daß er schließlich Argwohn und Mißtrauen erregen mußte. Der schon alternde Mann hielt sich nun vorübergehend in Wien und Paris auf, lebte dann zwei Jahre in Genf, wo er mit verschiedenen Häuptern der rothen Internationalen in enge Verbindung trat, und zog sich endlich, kränklicher werdend, nach der Riviera zurück; dort ist er, wie schon gemeldet im Alter von einundsechzig Jahren gestorben. Vestmann war nie verheiratet und hinterläßt keine näheren Verwandten; sein auf dem Gerichte zu Frankfurt deponirtes Testament erkennt — man höre und staune — die in der Schweiz ansässigen, ihrer politischen Überzeugung wegen aus der Heimath geflohenen Anarchisten aller Nationen zu Erben. Das seltsame Testament ist schon deshalb ansehnlich, weil Vestmann in der letzten Zeit seines Lebens entschiedene Anzeichen geistiger Gestörtheit an den Tag gelegt hat, abgesehen aber davon sind die in der Schweiz lebenden Anarchisten gesetzlich keine erbberedigte Person — das fragliche Testament dürfte also, wenn, was vorauszusetzen ist, der oben erwähnte gerichtliche Aufruf ohne Erfolg bleibt, vernichtet werden und die Hinterlassenschaft Vestmanns rund vier Millionen Mark, dem Fiskus zufallen. Wie viel Bräunen könnten durch diese vier Millionen getrocknet werden!“

Basil faltete den Zeitungsausschnitt wieder sorgfältig zusammen und legte ihn in seine Brieftasche zurück. Dann schloß er den Kopf leicht auf die rechte Hand und ließ das Auge prüfend über das, den Ausdruck höchster Spannung zeigende Gesicht seines Gegenübers gleiten.

„Die romantische Geschichte, die das Berliner Blatt erzählt“, fuhr Basil fort, „ist bis auf Kleinigkeiten Wahrheit. Ich habe den alten Vestmann persönlich sehr genau gekannt und kenne auch die tiefer liegenden Ursachen, die ihn unserer Partei angetrieben haben. Leider Gottes ist die Thatsache, daß er in den letzten Jahren seines Lebens nicht mehr völlig Herr seiner geistigen Kräfte war, richtig; sie war wohl auch der Grund, daß er schließlich ein so harterkündendes Testament verfaßte, auf dessen Ungültigkeit ihn jeder Gesetzkundige von vornherein hätte aufmerksam machen können. Nur nach einer Richtung hin trifft der Artikel, den ich Ihnen vorgelesen habe, nicht mit den Thatsachen zusammen; es existiren noch Verwandte Vestmanns, die vollberechtigte Ansprüche auf die Hinterlassenschaft des Verstorbenen haben! — Der Vater Vestmanns besaß eine Schwester, die mit einem Goldarbeiter, Namens Lupo, verheiratet war. Lupo war ein geborener Welschtiroler, der auf seiner Wanderlust nach Frankfurt gekommen war, dort eine Stellung angenommen und sich einen eigenen Herd angeeignet hatte. Trotz seiner Geschicklichkeit wendete ihm das Glück den Rücken; in der Hoffnung, in seiner Heimath besseren und lohnenderen Erwerb zu finden, kehrte er deshalb nach Italien zurück und siedelte sich zuerst in Florenz, später in Neapel an. Nach meinen Erkundigungen scheint es ihm aber auch im Lande der Orangen nicht sonderlich ergangen zu sein, da er sich in einem Anfälle von Schwermuth selbst das Leben nahm. Von seinen drei Kindern — notiren Sie sich diese Angaben, wenn ich bitten darf, mein lieber Erich — starben zwei in jugendlichem Alter; der zurückgeliebene Sohn wanderte nach Centralamerika aus und ließ sich nach mancherlei Irrfahrten in Kingston, der Hauptstadt von Jamaika, nieder, wo er vor zwei Jahren als schon bejahrter Mann, dem alten Frieden erlegen ist. Seine Hinterbliebenen, ein etwa dreißigjähriger Sohn William und eine zwanzigjährige Tochter Mabel, sind die letzten und einzigen Verwandten des Rentiers August Vestmann.“

Der Sprechende schloß eine Mi-

nute lang und strich mit der Rechten gedankenvoll über seine Stirn. Er legte auch die Hand flüchtig über die Augen, als blende ihn plötzlich das feinesweas helle Licht der Lampe, aber diese Bewegung war seine unwillkürliche; sie sollte vielmehr den scharf musternenden Blick verdecken, der das Antlitz des Gegenüberstehenden streifte.

In rubia abgemessener Weise begann Basil sodann von neuem: „Ich habe Ihnen alle diese Thatsachen ausführlicher mitgetheilt, damit Sie die Situation ohne weiteres übersehen. Der verstorbene Rentier hatte von seiner überseeischen Verwandtschaft jedenfalls keine Ahnung. Als die Schwester seines Vaters mit ihrem Gatten in die Fremde zog, kann er kaum erwachsen gewesen sein; der Vater hat diese Schwester mit der ihr thörichtigen Heirath halber zerfallen war, nicht erwähnt und sich auch nie um die Ausgewanderte bekümmert. Ebensovienig glaube ich, daß ihre Enkel, die erwählten Geschwister Lupo, um ihre Verwandtschaft mit dem verstorbenen Millionär wissen, denn sonst hätten sie ganz gewiß nicht versäumt, sich dem reichen Manne gelegentlich in das Gedächtnis zurückzurufen. Möglich ist indessen immerhin, daß gerade jetzt, wo die Aufrufe nach etwaiigen Erben Vestmanns durch die Zeitungen gehen, ein tüchtiger Zufall den Geschwistern in Jamaika ihre Ansprüche auf die Erbschaft enthüllen kann, und eben diesem Falle müssen wir vorbeugen. Sie werden zu diesem Zwecke sich auf dem Anzugsstücken von Liverpool abgehenden Dampfer Washington nach Jamaika einschiffen, sich in Kingston durch List oder Gewalt in den Besitz volnmächtiger und gültiger Legitimationspapiere jenes William Lupo setzen und als William Lupo, das heißt als letzter und einziger männlicher Verwandter des verstorbenen Vestmann, die Erbschaft antreten. Das ist im kurzen die Idee meines Plans, dessen nähere Ausarbeitung ich Ihrer Intelligenz und Geschicklichkeit überlasse. Sie haben noch drei Tage Zeit bis zu Ihrer Abreise von Genf, und ich denke, diese drei Tage werden genügen, Ihre Vorbereitungen zu treffen und mir Ihre Maßnahmen in Bezug auf die Ausführung des Projekts entwickeln zu können.“

Basil steckte seine Brieftasche wieder ein, erhob sich und trat hinter seinen Stuhl, auf dessen Lehne er die verkränkten Arme stützte.

„Guten Sie noch irgend eine Frage an mich?“

Erich's Antlitz war bei den letzten Erörterungen Basil's blässer geworden, aber um den scharf gezeichneten Mund legte sich ein Zug fast trotziger Energie und seine Stimme klang hart und fest, als er entgegnete: „Ich nehme die Aufgabe, die Sie mir übertragen haben, an und werde meine ganze Kraft daran setzen, sie zu autem Ende zu führen. Die Notwendigkeit, in der Verfolgung meines Planes die letzten Verbindungen zu lösen, die mich noch an die Gesellschaft und ihre Gesetze fesseln, wird mich nicht hindern, an das Werk zu gehen. Ich habe die Gesellschaft nicht aufgegeben — sie hat mich verlassen, und nie wieder wird sie mich in ihren Reihen sehen.“

„Ich gehöre den Verbannten an, und in der Ausübung meiner Mission werde ich zeigen, wie wir Verbannten uns an der Welt zu rächen verstehen!“

Mit tiefer, atollender Stimme hatte Erich diese Worte gesprochen. Basil streifte ihm über den Tisch herüber die Rechte entgegen, Celia aber wandte sich ab, um den beiden den schmerzhaften Zug nicht zu zeigen, der bei der letzten Drohung Erich's ihre Lippen umspielte.

2. Kapitel.

Die Fenster des großen Gemachs in Celia's Villa waren weit geöffnet, und voll und wonnig frönte durch sie vom Duftbauch blühender Narzissen durchwehte Nachtluft. Im Zimmer brannte kein Licht, aber so hell und strahlend leuchtete der Mondschein bis in die Ecken hinein, daß man jeden Gegenstand deutlich erkennen konnte.

Auf der, dicht an das offene Fenster herangeflohenen Ottomane lag Celia. Die traumartige Beleuchtung ließ die dunkelhaarige Frau noch schöner erscheinen als sonst.

Der Mann, der ihr gegenüber den Rücken dem offenen Fenster zuwendend, sah, schien freilich geistig zu sein, anen ihre Reize. Er sah ernst und

finstern vor sich hin, nur zuweilen glitt ein fast ironisches Lächeln, das er jedoch durch eine rasche Handbewegung geschickt vor der Beobachterin zu verbergen wußte, über sein Gesicht.

Im Gespräch war eine Pause eingetreten. Celia nickte spielend die leinenen Franzen ihres Tuchs um die schlanken Finger und lugte dabei unter den halbgeöffneten Lidern aufmerksam zu ihrem Gegenüber hin. Eine leichte Röthe des Unwillens hatte ihre sonst blaffen Wangen gefärbt, und mit heftiger Bewegung schleuderte sie den Schaal zurück.

„Bei Gott, Erich, Sie sind der seltsamste Mensch, den ich kennen gelernt habe!“ sagte sie in zornigem Tone. „Sie machen mir einen Abschiedsbefuch, versprechen auf meine Bitte hin, mir die Langeweile dieses Sommer-Abends fürzen zu helfen, noch ein Stündchen mit mir zu verplaudern, hüllen sich aber in ein so unbedürftliches Schweigen, daß ich annehmen muß, Sie haben Ihr Versprechen vergessen. Sie sind langweilig, mein Herr, sehr langweilig!“

Mit lächelnder Miene verneigte sich Erich.

„Nunächst gebe ich zu“, sagte er, „daß ich im allgemeinen ein langweiliger Mensch bin; sicher bin ich es sogar am heutigen Abend noch mehr als sonst. Das aber hat seinen eigenen Grund. Es giebt Stimmungen, über die man sich nicht so leicht hinwegsetzen vermag, und in eine derartige Stimmung hat mich die Mission, die mir von Laczarowski übertragen worden ist, gebracht. Ich habe von vornherein gewußt, daß ich mit jenem Augenblicke an, da ich mit der ganzen Vergangenheit gebrochen, innere Unruhen und Kämpfe nicht geschenkt werden würden, aber ich habe nicht geglaubt, daß es so schwer — so schwer hielte, sich mit seinem Gewissen abzufinden. Das klingt melancholisch — nein, das klingt schwach und weidlich! Trotz alledem, Sie werden mich richtig beurtheilen, Celia, denn Sie sind von Grund aus eine edlere, vornehmere, großherzigere Natur als alle jene anderen, mit denen gemeinsame Ketten uns unlöslich verbinden. Ich habe die Gesellschaft und habe mit einem wilden Rauchen die letzten Brücken vernichtet, die mir eine Verbindung mit ihr ermöglichten. Ich war mir auch klar darüber, daß mein Zerfall mit jener sogenannten Gesellschaft nothgedrungen eine vollständige Revolution meines sittlichen Bewußtseins nach sich ziehen müßte, denn sittlich heißt im modernen Staate ja nur der, der sich willenlos den Gesetzen der Mächtigen fügt. Aber wie jeder feste Umschwung Kämpfe herbeiruft, so fand auch mir trübe Stunden nicht erspart geblieben, als ich kennen lernen mußte, daß die Leute, bei denen ich Anstich suchte, in der That —“

(Fortsetzung folgt.)

Was die Nacht verbarg.

Roman von G. P. Oppenheim.

(24. Fortsetzung und Schluß.)

41. Kapitel.

Die Zeitungen vom nächsten Tage brachten die sensationelle Mittheilung, daß der geheimnißvolle Mord in der Rante-Strasse nun endlich durch das rückhaltlose Geständniß des bereits am den Folgen eines Blutzuges verschiedene Mörder's seine Aufklärung gefunden habe.

Ohne Zusammenhang damit stand an einer anderen Stelle des Blattes aber eine ebenso kurze wie inhaltschwere Notiz.

Wie uns unser Petersburger Korrespondent berichtet, ist der dem russischen Hofe verwandte Prinz Raparzin bei einem von mehreren Anarchisten, die sich leider der Verhaftung zu entziehen wußten, auf ihn verübten Attentat ums Leben gekommen. Der Prinz wurde in den letzten Tagen mit Drohbrieffen förmlich überhäuft, denen er aber keine Bedeutung beilegte.

Herbert v. Wehringen las diese Nachricht nicht ohne tiefe Erschütterung. Dann lag er lange regungslos in den Kissen, träumerisch vor sich hinschend, bis ihn ein Pochen an der Thür aufschreckte.

In der Meinung, daß es die Schwester sei, die da Einlaß begehrte, rief er: „Herein!“ Aber nicht die Pfliegerin mit der Schwefelhaube war es, die über die Schwelle trat, sondern die hohe Gestalt des Oberlieutenants Anstorf.

Was die beiden zuerst miteinander gesprochen, und wie die Verlobung zu Stande kam, darüber äußerte sich später keiner von beiden. Nach Ablauf einer Viertelstunde aber sah Anstorf friedlich neben dem Lager seines Stiefsohnes, und rubig sprachen die beiden über alles, was sich während ihrer langen Trennung zugetragen hatte.

Vorgestern kamen Heinz und Margot zu mir und erzählten mir von dem Duell, das Du gebast hast“, sagte der Oberlieutenant. „Margot hatte die Absicht, Dich zu pflegen, und mit ihr aufzukommen wollte ich Dich aufsuchen. Aber es wurde und ein Strich durch die Rechnung gemacht. Die künftigen Aufregungen haben Margots Gesundheit angegriffen, und während sie noch bei mir war, wurde sie von einem schweren Anfall befallen. Nun hat sie das Brauen bei mir, und meine kleine Gilda, die auch vor Glück ist, daß sie die

Schwester endlich wieder hat, pflegt sie wahrhaftig rührend. Du brauchst Dich nicht zu beunruhigen, der Arzt versichert bestimmt, daß Margot in wenigen Tagen schon vollständig wieder hergestellt sein wird, aber es thut mir leid, daß ich durch diesen unvorhergesehenen Zwischenfall erst heute dazu kam, Dich aufzusuchen, mein lieber Junge.“

Herbert, der sich schon bedeutend gekräftigt fühlte, erzählte ihm ausführlich, wie es ihm in Afrika ergangen war und was er nun auf heimischer Erde erlebt hatte. Die Urfaße seines Duells mit Dombrowski streifte er nur kurz — und der Oberlieutenant stellte keine Frage darüber. Dabei ihm doch Hoffelder die volle Wahrheit gesagt, die Wahrheit, daß sich Herbert nur mit dem Vollen schlagen hatte, um Anstorf zu schämen.

„Heute nun las ich die Nachricht, daß Raparzin einem Attentat zum Opfer gefallen ist“, schloß Herbert seinen Bericht, und seine Stimme bebte.

Anstorf, der bereits von Margot unterrichtet worden war, sagte zuversichtlich: „Nun wird das Glück kommen — für Dich und für uns alle!“

„Darauf wollen wir hoffen und bauen, mein Sohn — und wollen das Vergangene als eine schwere Prüfung betrachten, die gute Früchte zeitigen soll!“

Unter den zahlreichen Zuschauern, die sich zu der Trauung des befannten Schriftstellers Hoffelder mit Margot v. Wehringen gebrängt hatten, befand sich auch eine einfach gekleidete Frau, die ein kleines Mädchen von etwa zwei Jahren auf dem Arm trug. Sie stand dicht neben dem Kirchenportal, und als das junge Paar nach vollzogener Trauung das Gotteshaus verließ, wurde Margot, die in Glück und Schönheit strahlte, ihrer ansichtig.

Sie veranlaßte Heinz, stehen zu bleiben, und streckte der Frau die Rechte entgegen, an der heute zum ersten Male der Goldreif glänzte.

„Guten Tag, Frau Langtree!“ sagte sie voll bezaubernder Liebenswürdigkeit. „Wie freue ich mich, daß auch Sie gekommen sind, unser Glück zu sehen!“

Ehe sie es verhindern konnte, hatte die Engländerin sich herabgeniegt, ihre Hand zu küssen. „Der Himmel beschere Ihnen alles Glück!“ sagte sie mit vor Schlußgen erschütterter Stimme. „O, was haben Sie an mir gethan, an die Frau! — Ohne Sie wäre ich sicherlich längst zu Grunde gegangen.“

Margot wehrte erötend ab und ging weiter, um mit dem Gatten den harrenden Wagen zu besteigen, der ihr zu klein schien, die Fülle ihres Glückes zu tragen.

Nach ihr fliegen zwei Hochzeitsgäste Seite an Seite die treppchenbelegten Stufen vom Kirchenportal herab — und ein bewunderndes Raunen ging durch die dichtgedrängten Reihen von Neugierigen.

„Welch stattliches Paar! Wie imponierend er aussieht — und wie schön sie ist! Warum sie wohl Trauer trägt?“

Die beiden aber, denen das Geflüster galt, achteten der Leute nicht. Sie bedienten sich auch nicht wie die anderen des Wagens, um in das Hotel zu gelangen, wo das Vermählungsessen stattfinden sollte. Seite an Seite gingen sie langsam die Straße hinunter, in tiefem Schweigen, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt.

Herbert v. Wehringen ergriff endlich das Wort. „Maria“, sagte er leise, „ich hatte mir vorgenommen, an diesem Tage nicht von unieren Angelegenheiten zu sprechen. Aber ich sehe, daß es doch über meine Kraft geht. Sechs lange Monate habe ich nichts von Ihnen gehört — und nun, da ich Sie an meiner Seite habe, kann ich Sie nicht von neuem von mir gehen lassen, ohne die Gewißheit zu verlangen, daß es nur für eine kurze Zeit sein wird. Maria, ich liebe Dich an — sage mir ein gutes Wort!“

Da hob sie den Blick der herrlichen Augen, und eine Welt voll lieblichen Lächelns, und eine Welt voll Liebe lag darin. „Bist Du nicht noch Geduld haben, Herbert? — Du weißt ja, daß ich Dich liebe, daß der Tag kommen wird, an dem ich Dich zu mir rufe. Aber gib mir Zeit, zu überwinden, gib mir Zeit, den Frieden meiner Seele wiederzufinden!“

Da sagte er voll hoffnungstreudiger Zuversicht: „Ich will warten, bis Du mich rufft, Maria!“

Ende.



„Sieh doch den Herrn mit seinen modernen Reitböden, förmlich: Schinkenmädel!“